

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 12

Nachruf: James Bryce
Autor: Stern, Alfred

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schiedenheiten in der Behandlung der Privatwälder zu beheben; denn, je nachdem der Privatwald in oder außerhalb des Schutzwaldgebietes liegt, untersteht er zweierlei Gesetzen. Kantons Grenzen, Straßen, Wasserläufe etc. scheiden oft Schutz- und Nichtschutzwaldgebiet, so daß bald dem Schutzwaldgebiet Waldungen mit sehr beschränkter Schutzwirkung und umgekehrt wieder steile, rutschige Gänge dem Nichtschutzwaldgebiet einverleibt werden müssen und deren gesetzesmäßige Ueberwachung eine ganz unlogische wird.

Wir wollen nun wenigstens der zweiten Fassung des bundesrätlichen Antrages beipflichten, um so das Gute der Erlasse vom Frühjahr 1917 für alle Zukunft zu erhalten. Es ist und bleibt vor allem zum Nutzen der Privatwaldbesitzer selbst!

James Bryce.

(Gestorben 22. Januar 1922.)

Von

Alfred Stern, Zürich.

Mit James Bryce, dem bis zuletzt körperlich und geistig wunderbar frischen und rüstigen Dreiundachtzigjährigen, ist ein Mann hingeshieden, dessen Leben an Arbeit, Erfolgen und Ehren so reich war wie das weniger Zeitgenossen. Sprößling einer schottischen bürgerlichen Familie, geboren 1838 in Belfast, mit seinem Vater nach Glasgow zurückgekehrt, wo dieser einen juristischen Lehrstuhl bekleidete, begann er daselbst seine Studien, setzte sie in Oxford fort und besuchte auch die Universität Heidelberg, wo er zu den Füßen Vangerows saß. Geschichte und Rechtswissenschaft zogen ihn besonders an. Sein erstes 1864 erschienenes, wiederholt aufgelegtes und in viele fremde Sprachen übersetztes Werk „Das heilige römische Reich“, nicht sowohl eine ausführliche fortlaufende Erzählung, als ein genialer Ueberblick der Entwicklung von mehr als anderthalbtausend Jahren, mit der Verbindung universalhistorischer und staatswissenschaftlicher Betrachtung, war bezeichnend für seine geistige Richtung. Als Rechtsanwalt in Lincoln's-Inn erwarb er sich umfassende praktische Kenntnisse. Als Professor des Zivilrechtes in Oxford entfaltete er eine vieljährige fruchtbare Lehrtätigkeit.

Aber der Gelehrte verband sich in ihm mit dem Politiker. Bereits im Jahre 1880 wurde er als liberaler Kandidat in einem Wahlkreis von Ost-London zum Abgeordneten gewählt. Fünf Jahre später errang er einen Parlamentssitz in Aberdeen, den er bis zum Jahre 1907 behauptete. Im dritten Ministerium Gladstones 1886 wurde er Unterstaatssekretär des Auswärtigen und unterstützte die „Home-Rule-Bill“. Als Gladstone 1892 sein viertes Ministerium bildete, erhielt er als Kanzler des Herzogtums Lancaster einen Sitz im Kabinett. Er bekleidete das Amt des Handelsministers im Ministerium Roseberry und übernahm das Staatssekretariat für Irland im Ministerium Campbell-Bannerman.

Dieser ernannte ihn 1907 zum Botschafter in Washington und hätte keine würdigere Wahl treffen können. Bryce hatte 1888 sein großes Werk „Das amerikanische Gemeinwesen“ herausgegeben, eine meisterhafte, an Klarheit und Vollständigkeit unübertreffliche Darstellung der politischen und sozialen Organisation der Vereinigten Staaten, mit der er sich an die Seite Alexis de Toquevilles stellte. Er wurde mit den herzlichsten Gefinnungen jenseits des Ozeans begrüßt und war vielleicht der populärste Vertreter, den Großbritannien in Washington jemals gehabt hat. Während der fünf Jahre seiner diplomatischen Tätigkeit besuchte er fast alle Staaten der Union, hielt zahlreiche Ansprachen und Vorträge und machte sich um das freundschaftliche Verhältnis seines Vaterlandes und der großen stammverwandten Republik hoch verdient.

Geimgekehrt, wurde er 1914 mit dem Titel eines Viscount in das Haus der Lords versetzt und seine Stimme mußte sich in dem hohen Rat der Nation gleichfalls Geltung zu verschaffen. Auch wurde ihm der Vorsitz einer Kommission übertragen, der es oblag, Vorschläge zur Reform des Oberhauses zu machen. Der Bericht, den er im Jahre 1914 darüber dem Premierminister erstattete, wird bei jedem neuen Versuch, die Aufgabe zu lösen, Beachtung finden müssen. Bryces Worte, daß es gilt „das Gefühl der Anhänglichkeit an eine ehrwürdige Institution mit den Erfordernissen neuer sozialer Bedingungen und neuer Gedankenrichtungen zu versöhnen“, können gleichsam als Motto der Erörterung dieser Angelegenheit dienen. Der Ausbruch des Weltkrieges erfüllte Bryce mit dem tiefsten Schmerz. Vor allem betrückte es ihn, daß Deutschland und England zu Feinden wurden. „Niemand,“ schrieb er einem deutschen Fachgenossen, „hat länger und eifriger daran gearbeitet, einen Krieg zwischen Deutschland und England abzuwenden als ich.“ Alle seine Schriften bezeugten die höchste Achtung vor deutscher Wissenschaft. Man durfte ihn selbst den treuesten Anhängern der deutschen historischen Rechtsschule zurechnen. Auch der politische Aufstieg und die Erringung der staatlichen Einheit Deutschlands waren freudig von ihm begrüßt worden. „Die deutschen Siege (im Krieg von 1870/71)“, schrieb er im Vorwort zu einer deutschen Ausgabe seines Werkes „Das heilige römische Reich“, „gereichten denjenigen zur größten Genugtuung, welche durch das Studium seiner Literatur und Kunst das Wesen des deutschen Volkes kennen und bewundern gelernt haben. Sie alle betrachten eine herzliche Verbindung und brüderliche Zuneigung der beiden größten Zweige der germanischen Völkerfamilie als die sicherste Bürgschaft, vielleicht sogar als die notwendige Bedingung für den Frieden und den Fortschritt der europäischen Staatsgemeinschaft.“ Der Bruch der Neutralität Belgiens war die unverzeihliche Tatsache, die auch ihm die Entscheidung aufdrängte. Aufs tiefste verletzt durch diesen völkerrechtswidrigen Akt übernahm er das Amt des Obmannes der von der englischen Regierung eingesetzten Kommission, welche die angeblich im Gefolge der deutschen Besetzung Belgiens vorgekommenen „Greuelthaten“ untersuchen sollte. Daß er die allgemeinen Schlußfolgerungen ihres Berichtes, welche der literarischen Propaganda der Entente den stärksten Vorschub leistete, mit seinem Namen deckte, mußte in Deutschland aufs äußerste erbittern. Selbst wer

die Wichtigkeit einer Reihe von Zeugnissen nicht anzuzweifeln wagte, hatte gegen unzählige Ausagen einzuwenden, daß sie, als anonym und nicht eidlich abgelegt, wertlos seien und sich häufig als Ausgeburten einer krankhaften Phantasie oder Erfindung kundgaben. Vollkommen traf auf sie zu, was Bryce selbst einmal in einem seiner Werke (*Transkaukasien und Ararat*, vierte Ausgabe, 1896, S. 308) ausgesprochen hatte: „Wir können uns alle über falschen Erzählungen erinnern, die mit Fleiß hinsichtlich der Ausschreitungen der Deutschen in Frankreich im Jahre 1870 verbreitet wurden.“

Uebrigens suchte James Bryce bei mancher Gelegenheit auch während des heißen Kampfes der Waffen und der Geister in Flugschriften und Ansprachen als Präsident der Britischen Akademie die Leidenschaften abzukühlen und der Versöhnung einen Boden zu bereiten. Er wandte sich gegen die Chauvinisten unter seinen Landsleuten, „die sich ohne gebührende Achtung vor den Rechten anderer Nationen Gefühlen des Hasses hingeben und nur an die Gewalt glauben“. Er tadelte die Fürsprecher einer dauernden Feindschaft, die dazu führe, nach dem Ende des Waffenkrieges einen Handelskrieg zu beginnen, und die Gegner zu verhindern, jemals wieder zu Wohlstand zu gelangen“. Er lieb seine Feder „den Vorschlägen, künftige Kriege zu verhindern“ und beschäftigte sich schon 1916 mit dem Problem der Gründung „eines Völkerbundes, dessen Pflicht es sei, streitende Mächte auf schiedsgerichtliche Urteile oder Vermittlung zu verweisen“. Er trat ein für das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Südtiroler und huldigte in der Frage der Reparationen gemäßigten Ansichten. Die Sache der Armenier, für die er sich seit Jahrzehnten nach persönlicher Kenntnis von Land und Leuten begeistert hatte, war und blieb ihm eine Herzensangelegenheit.

Nach dem Frieden zog er sich aus dem Staub der Tageskämpfe wieder auf die reinen Höhen der Wissenschaft zurück und beschenkte uns 1921 mit dem zweibändigen Werk „*Moderne Demokratien*“. Es ist die reife Frucht vieljähriger Vorarbeiten und Forschungen. Sein Verfasser hat es nicht darauf angelegt, Theorien zu verfechten, sondern Tatsachen mitzuteilen und zu erklären. Er führt uns, mit Vermeidung aller Seitenpfade, auf dem geraden Weg der vergleichenden Erkenntnis demokratischer Institutionen der Neuzeit in den Ländern der alten und neuen Welt, soweit jene Institutionen sich in ihnen geschichtlich schon ausgewirkt haben. Daher fällt z. B. das nachrevolutionäre Deutschland aus dem Rahmen seiner Darstellung weg. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, daß in manchem Kapitel etwas vom Geist Montesquieus zu spüren ist.

In diesem Werk, mit dem James Bryce seinen Lebensabend gekrönt hat, kommen alle hervorstechenden Eigenschaften des Gelehrten und Schriftstellers zum schärfsten und schönsten Ausdruck. Von früher Jugend bis ins späte Alter hat er sich nicht damit begnügt, seine Weisheit nur aus Büchern zu schöpfen. Ein unermüdlicher Reisetrieb führte ihn über den Erdball, lehrte ihn fremde Länder und Völker kennen, setzte ihn mit Menschen aller Zonen in Verbindung, die ihm mündliche Aufschlüsse geben konnten, und bot seinem scharfblickenden Auge das lebendige Bild von Zuständen und

Einrichtungen, das sein Griffel festhielt. Das Schiff hat ihn von Island im hohen Norden bis zur Südspitze Afrikas und zu den Gestaden Australiens getragen. Er hat die Ebenen und Berge Kaukasus durchwandert und seine Reiseerlebnisse 1877 in dem vielgelesenen Buch „Transkafasien und der Ararat“ niedergelegt. Ebenso großen Anklang fanden die „Bilder aus Südafrika“ (zuerst erschienen 1897). Sie spiegeln die Eindrücke einer Reise wider, die Bryce mit seiner Frau im Herbst 1895 unternommen und die ihn von den britischen Kolonien nach Transvaal und dem Oranje Freistaat geführt hatte. Als Botschafter in Washington ließ er es sich nicht nehmen, Canada aufzusuchen und einen Abstecker nach Südamerika zu machen. So gewann er aus eigener Anschauung den weitesten Horizont für wissenschaftliche Betrachtung und die Vergleiche strömten ihm von selbst in überreicher Fülle zu. Es spricht für seine univervelle Bildung, daß er gewöhnlich, ehe er sich der Darstellung von Sitten und Bräuchen, Recht und Gesetzen zuwendet, mit einer Schilderung der physischen Eigenschaften des Gebietes, um das es sich handelt, beginnt. Für Botanik hatte er ein mehr als dilettantisches Interesse. Mit 21 Jahren veröffentlichte er, wie es in einem englischen Nekrolog heißt, eine „Flora der Insel Arran“. Von seinen geologischen Kenntnissen spricht er fast zu bescheiden, aber er weiß die fachmännischen Arbeiten dieser Disziplin vortrefflich zu verwerten. Hat er dann sicheren Boden für seine Erzählung historischer Vorgänge oder für seine Skizzierung politischer Einrichtungen gewonnen, so wahrt er sich eine Objektivität, die durch überkommene Vorurteile oder durch nationale Einseitigkeit nicht getrübt wird. Ein glänzendes Beispiel dafür ist die Einleitung zur dritten 1899 erschienenen Auflage seiner „Bilder aus Südafrika“. Er läßt sich nicht dazu fortreißen, in dem damals zwischen seinem Vaterland und den südafrikanischen Republiken entbrannten Kampf ohne Rücksicht auf die Grundsätze von Gerechtigkeit und Billigkeit Partei zu nehmen. Ebenso findet er warme Worte für die tapferen Nachkommen der holländischen Kolonisten in einem Aufsatz über die südafrikanischen Verfassungen, der in seine zweibändige Sammlung „Geschichtliche und Juristische Studien“ (1901) aufgenommen ist.

Zu allem Gesagten nehme man nun noch die Vorzüge der literarischen Form, in der Bryce seine Gaben darbietet. Sein Stil ist immer klar und durchsichtig. Auch spröde Stoffe gewinnen unter seiner Hand eine künstlerische, anmutende Form. Niemals sucht er durch rhetorischen Prunk zu bestechen. Mitunter verleiht eine Beimischung leiser Ironie seinen Worten eine eigentümliche Würze. Er bekundet dieselbe Meisterchaft bei der Vergleichung großer geschichtlicher Erscheinungen, wie des römischen Reiches und des britischen Reiches in Indien, bei der Ausmalung von Szenen fremden Volkstums wie der Kurden und Kosaken, bei der Entwerfung von Portraits schriftstellerischer oder politischer Berühmtheiten. Musterstücke dieser letzten Gattung sind z. B. die Bildnisse Disraelis und Gladstones in den 1904 erschienenen „Studien zeitgenössischer Biographien“.

Die Schweiz darf sich rühmen, im Denken und Schaffen James Bryces

einen Ehrenplatz eingenommen zu haben. Er liebte sie schon um ihrer Berge willen. Denn zu allen seinen anderen Eigenschaften und Betätigungen gehörte seine freudige Hingabe an den Alpinismus. Die Annalen desselben verzeichnen seine keineswegs gefahrlose Besteigung des Ararat, die er in seinem Transkaukasischen Reisebuch mit lebhaften Farben spannend beschrieben hat, und er hat mehrere Jahre das Präsidium des englischen Alpenklubs inne gehabt. Aber weit mehr noch als die Natur fesselten ihn die Geschichte und die Verfassungsentwicklung des Landes, das sein Fuß so oft betreten hatte. „Was schulden wir im modernen Europa nicht der kleinen Schweiz, welche vor sechshundert Jahren der Freiheit Fackel entzündete und sie alle die Jahrhunderte hindurch leuchtend erhielt, während das ganze andere europäische Festland despotischen Monarchien unterworfen war“. So ruft er aus in seiner während des Weltkrieges erschienenen Flugschrift „Neutrale Völker und der Krieg“. Aber schon viel früher, in seinen „Geschichtlichen und Juristischen Studien“, hatte er seiner Bewunderung der Tatsache, daß drei verschiedene Nationalitäten durch das Band freier staatlicher Einrichtungen hier fest zusammengehalten werden, lebhaften Ausdruck gegeben. Begreiflicherweise widmete er in seinem letzten Werk der Schweiz einen ausführlichen Abschnitt. Seiner Gewohnheit nach hatte er sich auch hiefür nicht nur durch Benutzung literarischer Hilfsmittel, sondern durch eigene Anschauung an Ort und Stelle und durch Befragung sachkundiger Persönlichkeiten vorbereitet. Fünf der „Die Schweiz“ überschriebenen Kapitel des ersten Bandes der „Modernen Demokratien“ behandeln „Das Volk und seine Geschichte“, „Politische Einrichtungen“, „Direkte Volksgesetzgebung, Referendum und Initiative“, „Politische Parteien“, „Öffentliche Meinung“. Ein sechstes enthält abschließend Betrachtungen über die politischen Einrichtungen der Schweiz. Im ganzen und großen fallen sie sehr günstig aus. Es wird hervorgehoben, was andere Völker, wie namentlich Franzosen und Engländer, von der Schweiz lernen könnten. Auch erscheint sie „mit ihren stolzen Ueberlieferungen des Patriotismus und mit ihrem durchdringenden Gefühl bürgerlicher Pflicht“ dem Verfasser gegen alle Gefahren der Zukunft, so wenig er ihre Bedrohlichkeit verkennt, hinlänglich gerüstet. Auch hier verläßt ihn der Optimismus nicht, mit dem er bei sorgfältigem Erwägen von Für und Wider, die Lebenskraft und das Wachstum demokratischer Ideen und Einrichtungen abschätzt. Jedenfalls wird seinem Namen, wie in so vielen Ländern, so in der Schweiz, ein ehrenvolles Andenken gesichert bleiben.

England und Indien.

Von einem Schweizer Missionar.

Die gegenwärtigen Unruhen in Indien gegen die Engländer werden gewöhnlich auf die unbefriedigten Forderungen der politischen Führer nach besserem Anteil an der Regierung des Landes zurückgeführt. Den berechtigten Wünschen ist die Regierung mit den neuesten Reformen in weit-